

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 9 (1905)

Artikel: Zu Ernst Zahns neuestem Novellenbuch

Autor: Zahn, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

begegnet: er fand keine Worte. Da ertönten plötzlich auf dem Korridor polternde kleine Schritte. Mit Getöse flog die Tür auf und mit dem Rufe: „Sieht weiß ich, was ich werden will!“ stürmte ein frischer kleiner Junge von etwa acht Jahren ins Zimmer: schwarze Locken, leuchtende dunkle Augen, ein großer lachender Mund und dazwischen — das feine, lecke Stumpfnäscchen seiner blonden Mutter! Bei meinem Anblick wollte der Kleine sich schleunigst zurückziehen; aber lachend hielt ihn die Mutter fest: „Denk nur, das Fräulein war einmal als kleines Mädchen die Schülerin deines Vaters!“ Da sah er mit erstaunten Augen von einem zum andern: „Ist denn Papa schon so alt?“ Und, da niemand antwortete, mit Lebhaftigkeit zu seinem früheren Gedanken zurückkehrend: „Weißt du, was ich werden will, Mama? Carlo und ich haben es zusammen abgemacht: Architekt will ich werden; dann werde ich ein reicher Mann und baue dir auf dem Monte Ceceri ein wunderschönes Haus, und dann kann Papa den ganzen Tag malen, was er will, und braucht gar keine Kopien mehr zu machen!“ „So große Pläne hast du, kleiner Fabelhaus!“ sagte die Mutter mit sonnig liebkosendem Blick. „Weißt du, dann mußt du aber vor allem deine Schulaufgaben gut lernen!“ Da reckte sich der kleine Mann in seiner ganzen Länge auf und sprach mit komisch ernster Wichtigkeit: „Ich habe heute im Rechnen die beste Note gehabt.“ Seine Mutter schloß ihn lachend in die Arme: „Ja, du bist ein braver, lieber Junge!“ Herr Schwarzmünn aber sprach mit düstern Augen: „Vergiß nur über dem Rechnen die Ideale des Lebens nicht, mein Sohn; dann kann etwas Rechtes aus dir werden, wenn das Schicksal besser mit dir umgeht als mit deinem Vater!“ Und fragend schauten die großen Kinderaugen drein: „Was ist denn das, Ideale?“

Ich erhob mich. Durchs Fenster kündigte sich der rostige Abend an, es war Zeit aufzubrechen. „Und wann sehen wir Sie wieder?“ „Das kann lange gehen; denn in wenigen Tagen reise ich heim in die Schweiz.“ Da sah ich, wie über das Gesicht der liebenswürdigen Frau

ein Zug von glücklicher Erleichterung ging. Ich begriff es. Sie hatte mir heute von Dingen gesprochen, die man nicht einem Menschen sagen möchte, den man öfter vor Augen hat.

Unten an der Treppe, wohin mich Herr Schwarzmünn begleitete, reichte ich meinem alten, einst so vergötterten Lehrer die Hand: „Mein lieber Herr Schwarzmünn, Ihre Familie hat es mir angetan! Wissen Sie eigentlich, daß Sie ein glücklicher Mensch sind?“ Da antwortete er mit einem tiefen Seufzer: „Wenn Sie das nächste Mal wiederkommen, hoffe ich es zu sein.“

„Und nun,“ fragte ich mich, als ich wieder in meinem Wagen saß, „kann ich meinem Raffael den Schnurrbart malen?“ Ich blieb mir die Antwort schuldig. Es war etwas an diesem grotesken Phantasten, an diesem armen Toren, was mir das Lachen unmöglich machte. Ich sah noch vor mir die tiefen, liebkosenden Augen der Frau, die ihn liebte, und noch hörte ich ihre wehmütigen Worte: „Er gehört nun einmal zu jenen Menschen, die das Glück immer dort suchen, wo sie nicht sind!“

— Gehören wir nicht alle mehr oder weniger zu jenen Menschen? Jagen wir nicht alle einem Phantome nach und bleiben in den wezenlosen Träumen der Zukunft so leicht unempfindlich für den lebendigen Hauch der Gegenwart? Und wieder fiel mir meine Jugendfreundin ein und wie wir zusammen unter den blühenden Weiden saßen und goldene Träume spannen. Und heute nach zehn Jahren? Sie ist über das Meer gezogen, hoffend, in der rauhen Fremde das Glück zu finden, das ihr die Heimat nicht gab, und ich? . . . Schüchternd fuhr mein Wagen durch die langen Gassen, in die sich mit wohliger Kühle der Abend senkte, das frohe Treiben in der Stadt des Lebens aufweckend, und all die schönen, hell gekleideten Menschen rings und all die glücklichen, lachenden Gesichter schienen nur eine Lebensweisheit zu kennen, sie hieß einst in der Sprache des prächtigen Lorenzo:

«Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza!»



zu Ernst Zahns neuestem Novellenbuch.

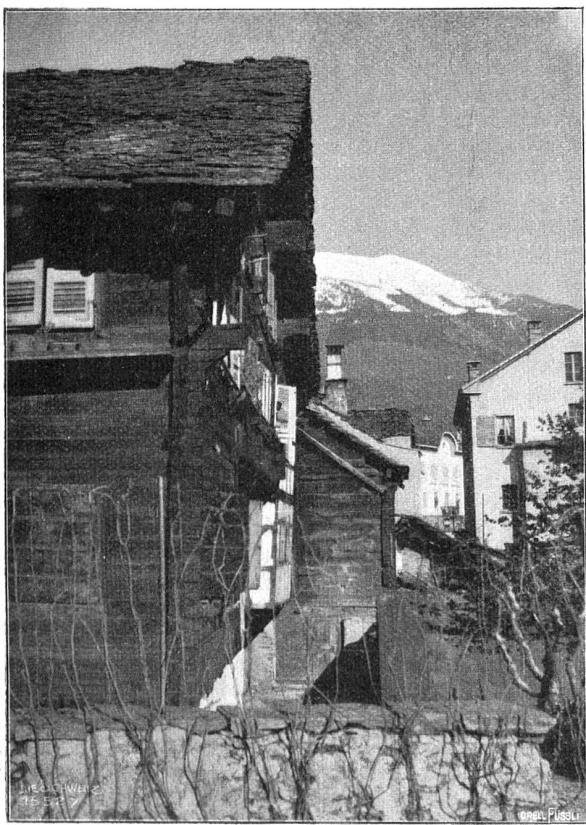
Mit vierzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von
Ernst Zahn, Göschchen.

Die Zürcher werden jetzt nicht mehr sagen können, daß Ernst Zahn immer „nur“ von seinen Bergen, von den Menschen seiner Berge rede. Wie die Novelle, die an der Spitze dieses Bandes steht, allein ihre erste Reise in die Welt mache, da lief so schnell wie das Feuerlein am Schwefelfaden, wo man kam und sprach, die Rede um: „Haben Sie die neueste Rundschau gelesen? Haben Sie Zahns Neuestes gelesen?“ Ganz augenfällig hat er diesmal ein Stück aus unserm eigenen lebhaften Zürich gebracht, aus dem lieben alten. Man wies sich das Haus, und den ältern Leuten gingen Augen der Erinnerung auf. Die kannten noch so etwas von den Leuten. Eine der Gestalten aber lebt noch in allen. Vertraut wie in seinen Knabenjahren mußten ihm also die Winkel und die Gassen und die Leute seiner Stadtheimat geblieben sein; er brauchte sie nur wieder heraufzurufen in die Stille seines heimeligen Stübchens weit oben in den Bergen.

Berena Stadler heißt die Bravé, deren starke Arme drei Generationen eines Hauses halten, führen und pflegen



Ernst Zahn am Wege nach Gurnellen.



Motiv aus Faido.

müssen. Alles für andere, mit Mut und Treue — das ist ihr Leben. Der alten verwitweten Base zu helfen, kommt sie in die Stadt. Da läge nun viel Arbeit und, ihrer frischen Jugend nach, Leben und Hoffen vor ihr ausgebreitet. Die Arbeit nimmt sie wohl mit offenen Armen auf. Was sie vom Leben sonst erwarten dürfte, Liebe und liebgesegneten Heimstand, das wird ihr nach kurzem frohem Glücksvertrauen von ihrem flotten Verter veruntreut. Ihr bleibt es dann, seiner alten Mutter zu Ende zu dienen, ihr, das versinkende Haus des verfallenden Mannes zu halten, ihr, seiner Weise Mutter zu sein, weil ihr Mut es ihr gebietet und ihre Güte ihr keine Freiheit lässt, an sich, an anderes zu denken. An ihr geht die gute See allzeit vorbei. Weil sie selbst so heißen müsste, wenn sie nicht als Menschenkind, deren Los duldendes Kämpfen, Helden hieße. „Helden des Alltags“ hat der Dichter diesen Band benannt. Die Verena Stadler vor allen hat ihm den Namen gegeben.

Wenn die glanz- und prunklose Treue im Stillen, die erste Eigenschaft bodenwürdiger Zürcherart, so wie sie in der führenden und umfangreichsten Novelle erzählt ist, das Buch für diese zu einem Hausbuch machen kann, mit dem Zürich darin sind wir noch nicht fertig. Wieder ein Haus, ein Gäßchen, ein Garten, die jedem Kenner der Stadt jogleich einfallen müssen. Dahinein ist die Geschichte von Elisabeth gedichtet. Die Menschen, die hier zu Leiden kommen, in Freundschaft und Liebe, stehen hilflos an einer Kluft, die ihr Menschentum unüberbrückbar scheidet, und das ist die Kluft zwischen der vornehmsten Kultur einer alten Familie und dem in Können und Wollen sich reckenden und fühlenden Kind eines niedern Bürgerhauses. Ton und Stimmung sind mit einer Sicherheit gezeichnet, die auf den ersten Eindruck kaum glauben lässt, daß es der nüchtrliche Schilderer ist, der uns von einem Schützenfest oder einer Gräbt im Urnerland so handgreiflichen Bescheid weiß.

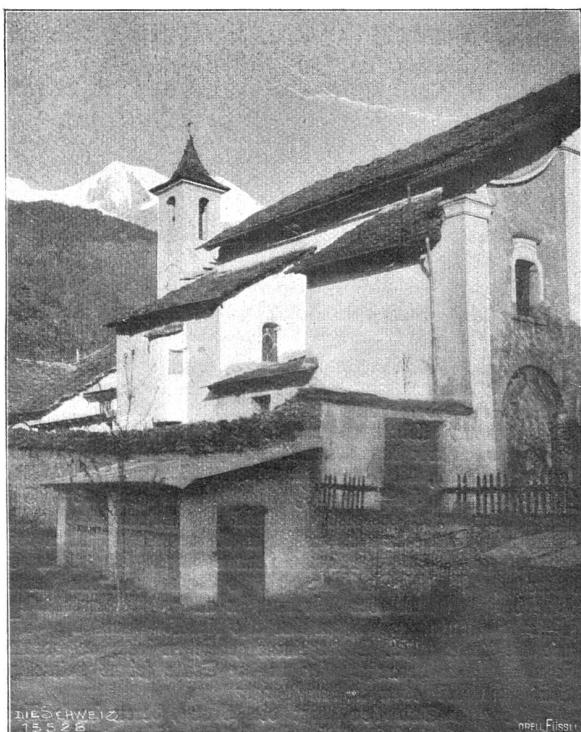
Der Geiger ist eine melancholische Geschichte nach der alten trostlohen Weisheit, daß es tiefinnerste eigenartige Glücksschalen gibt, die mit frommem Herzen gehüütet und mit reinem Dienst gehetzt sein wollen und, wenn das blöde Menschenkind den Zauber einmal gestört hat, am kalten Wind der Außen-

welt erfrieren und erbleichen müssen. Die Leute im Bergdorf, die sich um die Freude an ihrem Geiger betrügen, von der Stunde an, da sie plattfünnig unechter Stimme von außen ihr Ohr leihen, die sind nicht die einzigen in der Welt. Dieses Geigers Heldentum scheint wohl ein kleines abseits von dem der andern zu stehen. Über die großen ungemeinsamen Tiefen sind schließlich das Entscheidende in allem Menschenwesen. Sie machen Helden, und so ist auch unser unglücklicher Bergleermusikant in seinem reichen Glück und seinem Martyrium und wieder, da er auf ödeinsamer Bergeshöhe die Höhe über den Menschen und ihr Heimweh zurückgewonnen hat, ein Held.

Auch machen es Sieg oder Untergang nicht aus, sondern, wie einer siegt oder untergeht. Das Ringen macht es aus. Ein furchtbares Drama ist Vincenz Pünktlers Liebe. Die Leier der „Schweiz“ kennen die schwüle Gewitterstimmung, die vom ersten an über einen kommt und sich ins Unerträgliche steigert, daß die Katastrophe beinahe befriedigend wirkt, so eng, so würgend bang ist einem geworden.

Kaum anders als eine Heiligenlegende wirkt das „Leni“. Es ist ein kleines Mädchen, das die Helfernatur im Blut zu haben scheint wie die Verena Stadler. Die altem Hause waltende Mutter stirbt. Der Mann sinkt in Apathie zusammen und heult wie ein Weib. Die Buben sind unreif oder unerwachsen. Nicht einmal zu Mittag fänden sie. Da tritt wie ein Engel in die Tür das Leni und deckt ihnen den Tisch, und so alle Tage mit seinen zwölf Jahren. Wie Ernst Bahn aus seinem landschaftlichen Schilderungsvermögen nicht bloß Dekoration macht, sondern sie in feiner Vergeistigung in den Sinn seiner Geschichten hineinzuziehen weiß, dafür bietet diese Stelle einen ganz wunderbaren Beleg.

Er hat das Zimmer und das Bett und die Tote darauf beschrieben. „Der Steingletscher warf ein weißes Licht, einen fast heiligen Schein in die Kammer der Lammwirrin. Er umleuchtete auch das Leni, das Kind, und umleuchtete es so hell, daß an der kleinen vornübergebeugten Gestalt wie an einem aus Stein gehauenen Bildwerke jedes Fältchen des abgetragenen schwarzen Kleides und jedes braune Haar, das wirr und zerzaust auf die schmalen Schultern und in das bleiche Gesicht hineinhing, sichtbar wurden und daß das Gesicht selber in all seiner durchsichtigen Blässe, mit den blauen Adern an den Schläfen, der feinen schönen Nase und dem schmalen festen Mund scharf und deutlich geprägt hervortrat. Vater unser ...“



Kirche zu Faido.

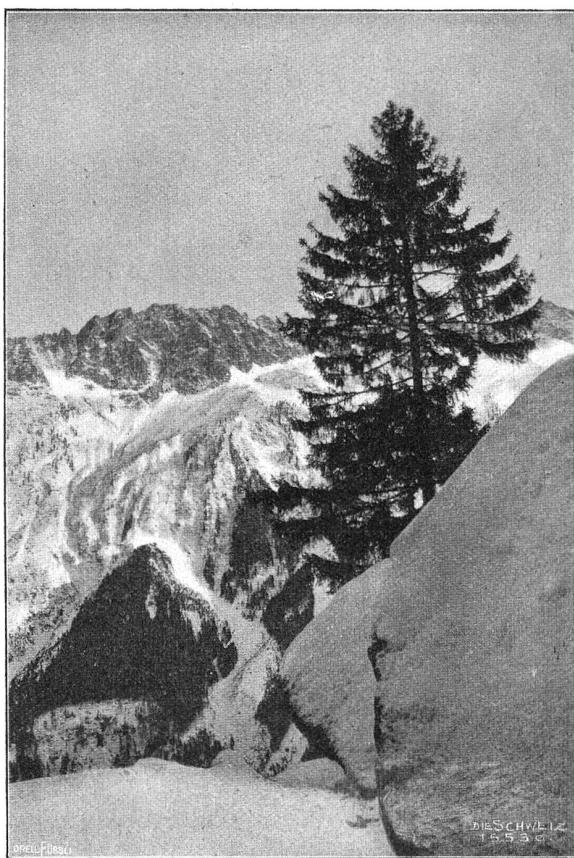
betete das Kind. Da kam aus der Eßstube ein Stöhnen, dann ein Geräusch, als würde sich jemand schwer auf einen Stuhl, und dann ein lautes, in seiner Ungeheminität fast kindisches Flennen. Das Kind senkte den Kopf zur Seite und lauchte; dann flog ihre Wangen eine Röte an, und als vermöchte es nicht länger zuzuhören, glitt das Kind von seinem Stuhl und trat in die Nebenstube. Als es die Tür öffnete, strömte die Gletscherhelle ihm nach in die Stube hinaus; inmitten stand die kleine dunkle Gestalt und erschien trotz der rauen Gewandstoffe, in denen sie stak, trotz des schweren Schuhwerks, das ihr die Füße verunstaltete, wie von einem Stern zierlicherer und feinerer Menschen in die Bauernstube heruntergefallen. „Flennet nicht so, Vater!“

Klein und schwach ist es noch, viel zu klein und viel zu schwach für die Aufgabe, die es sich da gestellt. In die Schule gehört es noch. Aber wenn niemand da ist? Geld ist keines vorig für Mägdelohn. Das ist, aber doch nicht anzusehen, wie das Kind sich zu Tode — schinden muß, ja schinden! Die Leute kommen, der Pfarrer kommt, wollen es alle dem Vater begreiflich machen. Der bleibt stumpf, er, den sie, die Kleine, vor dem stillen Tröster hüten muß. Das ist nicht anzusehen, kann nicht gehen, geht auch nicht auf die Länge. Geht aber doch wenigstens so lang, bis der ältere Bruder heiratet, ein wackeres Mädchen, das ein volles Werk leisten mag, ins Heim gewinnt; es geht doch, bis das Haus gerettet ist. So, jetzt kann sie einmal schlafen. Ausschlafen kann sie. Und so schläft sie denn ein, die — Kleine — die so groß gewesen ist!

Die „Prangerbank“ hat der Verfaßer in Zürich im kleinen Tonhalleaal, an einem Abend des Lesezirkels Hottingen, im Dezember des letzten Jahres vorgetragen. Treue bis in den Tod, die Richtung aller Gedanken in einem einzigen Sinn, Heldenmut reicht bis in die verkrüppeltesten Menschenseelen hinein. So rührend wirkt doch die tierischtreue Hingabe des armen dumyfinnigen Schmidgesellen an seine verratenen Meisterin und Wohltäterin, diese Hingabe, die, in der heiligen Tiefe ihrer einfachen Gedanken tödlich verlegt, über Menschenleben und das eigene dahingeht.

Wir möchten wohl auch bei den beiden großen Figuren des Geschwisterpaars verweilen, bei den Erzählungen: „Wie dem Kaplan Longinus die Welt aufging“, „Wie der Huber-Dres zu Chren kam“ — wir müssen uns mit der bloßen Erwähnung begnügen.

Der „Geiß-Christeli“ hat mit einer tief und immer tiefer gehenden Frage unserer Volkswirtschaft und unserer Volksseele zu tun. Es ist erst kürzlich in einem unserer größten Presseorgane eingehende Würdigung einem Roman zuteil geworden, der ein Alarmsignal bedeutet, eine Anklage gegen unsere Fremdenindustrie. Wahr mag soviel sein, daß das Geld, das sie uns bringt, manchenorts teuer, vielleicht ein bisschen oder auch etwa einmal viel zu teuer erkauft ist. Wir persönlich möchten sie als Gewerbe moralisch nicht höher einschätzen als die jetzt mit soviel moralischer Satisfaktion geächtete Reisläuferei.



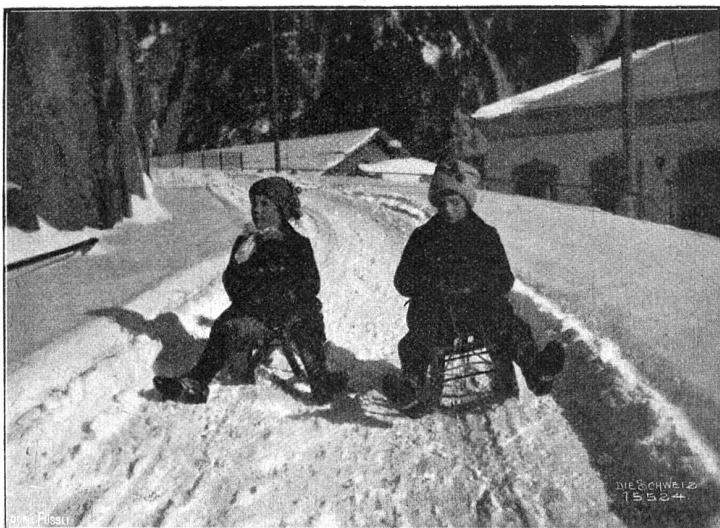
Rückblick vom Eingang ins Maiental.

Wahr wird soviel sein, daß wir die Überlegenheit über die andern Völker, die uns unsere vorzüglichsten freiheitlichen und gleichheitlichen Institutionen geben, diese andern Völker anständigerweise nicht fühlen lassen, wenn sie friedlich, höchstens mit einem billigen Rundreisebonaments und einem Bergstock bewaffnet, zu uns kommen. Viele von uns haben aufgehört, Ungeschlachtigkeit oder gar Grobheit mit Gesinnungstüchtigkeit zu verwechseln. Andere sind noch weitergegangen, den Fremden durch etwelche Manieren zu zeigen, daß wir denn doch nicht alle in Alphütten, etwa zwischen dem Käsen oder gar auf Gletschern geboren worden sind. Und als echte Germanen, die jedes Laster und jede Tugend übertreiben, haben wir die Naivheit unserer Art vielleicht etwas zu schnell abgestreift. Wahr wird sein, daß heute viele in Gewinnsucht verwachsene Bedientenseelen und Bedientengesichter und Bedientenrücken zu finden sind unter dem Geschlecht der Erbfeinde im Bergland. Alle aber bringen es nicht fertig. Und denen, die es nicht fertig bringen, hat Ernst Bahns den modernen Freiheits- sang vom Geiß-Christeli gewidmet, von dem leichten, hornfrischen, allzeit lauten und muntern Hüterbüben, der auch hinunter hätte sollen in die große Hotelstadt, sein Glück machen wie der Bruder, dem es gar wohl gerät. Er kann's aber nicht. Ihn läßt der Glanz seiner Berge nicht. Und so brennt das Bürschlein wieder durch aus der weißen Hotelzucht und flieht wieder heim ins Alptal hinauf, in die Armut und die — Freiheit.

Pikant ist nach dem Heldenlang der Schluß des Bandes: „Das Fest im Grünwinkel“. Da ist auch von Helden die Rede. Aber in Unführungszeichen. Der Dünkel wird gegeißelt, der sich weiß Gott was einbildet, wie wacker und brav und unbescholtan man sei, wie wohl alles bestellt



Brunnen in Airolo.



Willi und Walter Zahn.

sei, innen und außen, wie geordnet sich alles abspinne im Leben, gestern, heute und morgen. „O heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter!“ Und gegeißelt wird die ganze gedankentoile Nöthe gegen anders Lebende, gegen Fremde von der Landstraße, die so herzlose Gestaltung, die sich mit der Freude an der eigenen Ausgeglichenheit so gern zusammenfindet. Der seßhafte Phizlifter, der gezähmte Wilde von ehemals, fressen kann er die Fremden nicht mehr. Aber was anderes ist, wirkt heute noch auf ihn wie auf seine Väter vor tausend oder zweitausend oder noch andern tausend Jahren. Die Zivilisation, die von außen kommt, hat an ihm getan, was sie tun kann. Was von innen kommen müßte, das wäre die wichtigere Arbeit. Vor der aber sind tausend Jahre gewesen wie ein Tag. Denn wer will an der Dummheit des Herzengs rütteln?

Die Leute in Bahns Urnerdorf sind ja nicht die einzigen, die er meint. Der Schlag ist überall zu Haufe, bei uns im vielgeteilten Schweizerland, in der Ebene wie in den Alpen, in Städten wie in Weilern, er findet sich überall, wo Menschen seßhaft wohnen in ihren Gewohnheiten; selbst wandernde Volksgenossenschaften haben sich solche Ordnung geschaffen. Sie würzen anders nicht zu bestehen. Merkwürdig ähnlich sind sich da die Menschen aller Zeiten und Länder, merkwürdig gleich zumeist. Bahns Geschichte könnte ebenso gut in Frankreich spielen, wie Maupassants „Stromer“ in der Schweiz. So hat die Geschichte in jedem Land auch wieder ihren Darksteller gefunden.

Was die Sache noch unerträglicher macht, als sie schon ist, das ist die Sentimentalität, in der dann dabei noch gemacht wird, die bei all der Tragik dann noch so wie ein unaufständiger Oelfleck auf klarem Wasser schwimmt, das doch den ganzen Boden sehen ließe. So jammert in diesem kleinen Ausschnitt, im „Fest im Grünmantel“ alles Dorf um die unglückliche Witwe des im Rausch erstickten Gemeindepräses, die vor einem halben Jahr noch kaum gewußt, ob sie ihn heiraten wolle oder den andern, für den sie jetzt wieder frei ist, derweil das Weib des in Notwehr zum Mörder gewordenen und darob gelynchten Korbstellers, das doch ganz anders mit seinem Mann zusammengehört hat, keinem zu denken gibt. Sie begräßt ihn im See, und was bleibt ihr, als: bei ihm bleiben? Arme Sonntagskinder, Opfer der Helden des Alltags!

Sind sie nicht Helden, die den Schild ihres Lebens so fleckenrein halten vor aller Welt?

Sind sie nicht Helden, die brav ihre Pflicht tun an sich selbst, an den Ihrigen, an der Gemeinde, vielleicht noch weiter?

Reinsein und Bravsein ist noch lange nicht alles. Das Ringen macht es und das Suchen. Wir müssen wachen, daß wir nicht über unserm Heldenhumor aus Kleinheit und Bravheit gemacht einschlafen, erstarren, sonst

wird sich finden, daß jene die Helden sind, die nicht so sind wie wir.

* * *

Zum Verschlingen ist das Buch nicht angetan. So wichtig prägt sich bei Zahn *Saz um Saz* ins Innere, so gründlich schreibt sich seine feine Sprache in unsern Innern fest, daß man sich nicht eilen mag. Dafür weiß man dann auch auf der zehnten Seite noch, was auf der ersten steht. Dieser Charakter des Bahnhofen Stils, der uns schon beim Allerersten, was wir von ihm lasen, gepackt und eingenommen hat, gibt, natürlich dem Wesen jeder einzelnen Erzählung angepaßt, selbstverständlich auch seinem neuesten Band wieder die Signatur.

Wie ganz besonders gut aber eignet sich nun die Weise erst zum Vorlesen. Ein Bann zu anächtiger Versehung und Sammlung muß von ihr ausgehen. So recht zum Vorlesen eignen sich dann auch gerade wieder die größeren und kleineren Novellen dieses heutigen Buches. Freilich, eine Kleinigkeit ist es nicht! Und wer den Dichter selbst gehört hat, wer sich sein eigen Erzählen innerlich lebendig zu wahren gewußt, der wird sich mit seinem Bedürfnis kaum einem andern anvertrauen.

Viele von uns kennen seinen Vortrag von seinem öffentlichen Aufreten her. Es ist gut so. Es sollte möglichst vielen gegönnt sein. Ihre schönste Wirkung aber kann solche Erzählung doch erst erreichen im Zauber der Intimität. Unvergeßlich ist mir das Erlebnis meiner ersten Begegnung mit dem Dichter in einem Zürcher Privathaus, wo sich Musik und Poesie und alle bildenden Künste ein vertrauliches Rendezvous geben! Ein kleines, ganz kleines Auditorium, in fünf oder sechs Personen waren es, die ihm lauschten, in der weichen Stille des abgelegenen Salons, in einen Windel nahe zusammengedrängt. Das Manuskript, das er las, war das „Leni“. Wie es da über einen kam, das Mitempfinden, man möchte wohl sagen das Mitmüdewerden, das Einschlafen mit dem müden, müden Kind —

Und dann erst die lautlosen Abende im behaglichen Winkel der „Berggruh“. Denn groß ist die Zeit, die Ernst Zahn seinem strengen Tagwerk und seiner strengen Muse abstreitet, um Gästen, Freunden Schönes zu bieten, und reich, ob auch das Beste immer die Stunden in seinem Heim und seiner Dichtung sind, reich ist das Arsenal seiner Unterhaltung.

Die Widmung, die unserm Band vorangeht, bietet unmittelbar den Anlaß, von dem Herd noch einwenig zu plaudern, an dem die meisten dieser Erzählungen im Manuskript vorgelesen worden sind, zu plaudern davon, wie dichterisch groß die Schöpferkraft ihres Verfassers auch dann ist, wenn sie, statt die Feder zu führen, sich zur Unterhaltung seiner Gäste betätigten.

„Hell auf!“ hebt der Dichter an. „Hell auf!“ so grüßen



Zu den Großeltern nach Zürich!

und schreiben einander die „Zehntägler“, „seine Freunde, denen der Verfasser sein Buch widmet“.

Die Widmung aber lautet:

Wann jung der Sommer kam und wann er lang entellt,
Habt, Freunde, Ihr an meinem Herd geweilt.
So mancher Tag, der rauh an meine Türe schlug,
Hand drin beisammen uns, uns selbst genug.
So manche Nacht, die mondlichbleich ans Fenster schlich,
Sah Euch im Kreise still geschart um mich.
Wie Ihr so saßt, sein Eckchen jeden sich gewählt?
Wißt Ihr noch, was ich je und je erzählte?
Nehmt dieses Buch und blättert immer vor und rück,
Ich wette, Ihr kennt wieder jedes Stück.
An meine Stube, mein' ich, mahnt Euch dies und das
Und daß nicht übel sich's darinnen saß.
Vielleicht auch tut Euch leid und fährt Euch durch den Sinn:
„Wie lang ich nicht mehr dort gewesen bin!“
Und der Gedanke, ei, der war gerad erhofft:
Kommt, wenn Ihr wollt! Ihr kommt kaum
zu oft!

* * *

An einem Sonntag mittag im Sommer des letzten Jahres trafen sich im Bahnhof Gösschenen eben nicht weniger als zehn Freunde und Freundinnen der „Bergruh“, um nicht weniger als eben zehn Tage beisammenzubleiben. Da die zahlreichen und wohlbestellten Gästezimmer für solche Besiedelung denn doch nicht reichten, hatte der Dichter noch ein halbes Bauernhaus mit schönen alten Stuben gemietet, wo nun vier Junggesellen ein vergnügliches Häusen begannen. Ganz ist die Gesellschaft seither nicht mehr zusammengekommen, weil allzuweit über den Erdball zerstreut; aber in der Erinnerung und der Aussicht und Absicht sich wieder zu begegnen, ist man doch so mehr oder weniger als Gesellschaft konstituiert geblieben. Wer nämlich in Gösschenen einmal daheim ist, macht in der Bescheidenheit reisende Rückschlüsse. Teile also haben seither da oben geradezu chronisch Rendezvous gehabt, so ziemlich zu jeder Jahreszeit, um nicht mehr zu sagen. Dies wird voreiligend beigefügt, damit die Übersicht und Erklärung vom Weinen, Leben und Treiben behagter Zehntägler keine zusammenhangsverlörende Unterbrechung erleide. Es handelt sich im wesentlichen um die Schilderung oder vielmehr Skizzierung froher Wanderungen; dafür hatte der Dichter immer ein Programm fertig. Anders als er's gedacht, ist es auch bis jetzt selten gekommen; denn mit dem Wetter in seinen Dichtungen: gerade so, wie's dasteht! Und wenn einmal an diesem Wetterloch die Winde den Gehorsam versagten, so brauchte man just durchs



In der Kapelle ob Andermatt (v. die Gattin des Dichters).

Loch zu fahren, gen Süden, und der blaue Himmel lachte einen an wie ein frisch getrostetes Mädchen.

Um einem jeden in der Schar seine Erinnerungen buchen zu helfen, pflegt der unsichtige Gastgeber allzeit mit der Camera auszuziehen. Er ziehe eher seinen Hut zu Hause. Von seinem Kunden auf diesem Gebiete künstlerischer Aufnahme wird der Lezer beiläufig gewiß auch ganz gern einmal erfahren.

Mit dem Aufstehen halten es die Zehntägler sehr individuell. Im allgemeinen ist bekannt, daß auf dem Land eher früh, sehr früh aufgestanden wird, am frühesten aber auf der Alm. Es kommt dann natürlich auch noch darauf an, ob man irgend eine Größe zum Zimmernachbar oder Stubenkumpan hat, die man selten zu sehen und noch seltener zu sprechen bekommt, die man also gern in der Ungeföhrheit der stillen Morgenstunde für sich geniebt. Es wurden auch frühe Morgenpaziergänge ausgeführt, aber nie in corpore. Sie müssen sehr weit geführt haben. Man fragte einander im allgemeinen wenig nach diesen Vormittagen, und was sich so an Charakteristik dafür destillieren läßt, gewinnt sich sozusagen ausschließlich aus den Rückblicken, die das Morgenessen ergeben konnte. Dieses wurde nämlich nie gemeinsam eingenommen, und es verteilte sich auf die Zeit zwischen halb sechs und halb zwölf.

Das Frühstück verließ man gewöhnlich in der Absicht, prestante Briefe zu schreiben. Hernach fand einen derjenigen, von dem man sich mit dieser Erläuterung getrennt hatte, entweder im Musikzimmer, in einem Schaukelstuhl der wohl vertretenen, reichlich geübten Kunst dankbar lauschend, oder im Garten mit einer lieblichen jungen Freundin oder deren Brüderchen im Wagen oder auf dem Buckel oder auch mit einer Zigarette beschäftigt oder einer Zeitung oder mit dem Studium der malerischen Dorfwinkel, der Reuhöhlucht oder des Tunneleingangs oder sonst einem Rätsel oder Reiz der Umgebung. Pünktlicher als mit der Korrespondenz hielt man es mit dem Mittagessen, wo sich die zwölfsköpfige Tafelrunde nun erst noch einmal eingehend guten Tag wünschte, alle allen, da man nie sicher war, ob man sich heute schon getroffen hatte. Dann freute man sich auf den schönen Nachmittag, dessen Prospekt schon vorher ausgegeben worden, ob aber dabei, wie wenn es das letzte Mal wäre oder man sich schon in der Frühe so müde gelaufen, daß man nur noch essen, aber nicht mehr mitkommen wollte. Dann ging es fort, per Bahn, zu Fuß oder zu Wagen, Mailcoach oder Landauer, im Winter am liebsten per Schlitten. Da zog man hinauf durch die Schöllen, durchs weitschimmernde Uferen, zum Gotthard, auf die Oberalp oder auch nur in dreiföntäglichem Schneegespats zur hohen Kapelle über Andermatt, um aus den schlanken Bögen ihres schneeverwehten



Südwärts auf der Gotthardstraße.



Ostern im Garten zu Faido.

Borhofs wie aus einer weißen Kanzel ins Tal hinaus zu grüßen, bis die Sorge vor der zunehmenden Schneeballen-kampffreudigkeit und um die weichenden oder schon entwichenen Galoschen den Abstieg gebot. Man zog miteinander das Reutal hinab und wieder die Höhen hinauf, von Gurtmellen zur weithinleuchtenden Dankkapelle der frommen Billmergerkrieger, wo das Tal verschwand und nur noch die hohen Zinnen sich grüßten; von Wassen hinein ins stillverlorene Maiental, ganz aus der Welt, daß nur die Riesen noch hineinsehen können; von Amtsteg ins Maderanertal einen Blick zu tun, just so schnell ob der Schlucht hinein, und wieder nach Altinghausen, nach Apro ins wall- und wasserumzogene Condottierenschloß in der Haide am See und übers Wasser zur Tellskapelle. Und überall sieht man den Ratsbären gern. Jetzt wieder eine Spritztour ins Tessin hinüber, wo die prächtige Fahrt auf der Landstraße von Airolo bis Faido hinunter manchem ungeahnte Schönheiten bringt. Jetzt sind wir in der Sonne, ob es drüben bläst und stürmt und schneit, jetzt beinahe in Italien, in Italien, wahhaftig! Ein ander Mal hat man auf der Boralp kampiert, wie die Häringe gezeigt, und vor Kochen und Tafeln und Singen und Lachen und Richern nicht geträumen. Ein Bal champêtre im Wäldechen an der Göschener Renz und ein ungeahntes Picknick in wohlgebauter Felstrümmerburg hoch oben in dichtester Wildnis! All das in einem nimmerfatten Wechsel, eins das andre ablösend, übertreffend, vergessen machend für den Augenblick! Für was denn das alles aufzählen! Das sind ja nur Namen, Worte! Man hüte sich wohl davor, schildern zu wollen aus des Meisters Reich.

Dann des Abends: keiner ist müßig! Da wird in der lampionierten Veranda, wo „sein Geschenkt“ jeder gewählt“, gespielt, wobei jeder gewinnt, daß er ein finnig Andenken beitragen,

als ob das noch vonnöten, wo's jedem winnelt von Andenken im Kopf — oder man macht Musik oder, und das am liebsten, und das am meisten, weil es die Krone aufsetzt solchem Tage, solchen Feiertag: man lauscht den Schieksalen der Verena Stadler, des Geisen-Christel, des Geigers, des Vincenz Püntiner, der Elisabeth. Man lauscht und schweigt. Man ist weit fort. Und wenn der Erzähler zu kurzer Raft innehält oder für heute schließt, dann herrscht noch immer ein Bann und Schweigen. Dann — nach stilleinigem Sinnem — zündet sich wohl einer die Zigarette frisch an, ein anderer nimmt sein Weltlinerglas, um sich zu regen, es geht wieder irgend ein kniupriges Gut herum. Hernach lösen sich so allmählich die Zungen, und ein Dank, ein Wort gibt das andere.

Man ist weit fort gewesen vom Alltag.

Uns hat ein Geiger gespielt, der könnte ihn wohl vergessen machen, hätt' er ihn nicht so groß gemacht, aus Helden und Sündern.

Der Gletscher schaut durchs Fenster.

Sein wie der, gestern, heute, morgen —
„Hell u!“

E. B.

Der ungeleerte Becher.

Novelle von Anna Burg, Narburg.

(Schluß).

VIII.

Nachdruck verboten.

„Also hab' ich umsonst gehofft?“

Es war einige Tage nach dem Ball, als Hans Albrecht in gedrückter Stimmung diese Worte zu Senta sprach.

Sie saß ihm gegenüber, die Hände im Schoß gefaltet, und ihre Augen schweiften über ihn hinweg. Als sie nicht antwortete, fuhr er fort:

„Seit Wochen unverb' ich Sie, Senta! Sie wissen, daß ich Sie liebe, nicht mit einer flüchtigen Jugendliebe, sondern als Mann! Ich trage Ihnen meine Hand an, ich verspreche Ihnen, Sie mein Leben lang als mein höchstes Gut zu schätzen, Sie selbst gestehen, daß Sie meine Liebe erwidern: warum also versagen Sie mir Ihr Ja?“

Senta sah ihn an mit einem schmerzlichen Blick.

„Hab' ich Ihnen nicht schon gesagt, mein Freund, daß ich mich vor der Reise fürchte? Sehen Sie, schon einmal hat ein Mann so zu mir gesprochen wie Sie heute. Damals war ich jung, voll Glauben und Hoffen. Ich reichte ihm die Hand mit festigem Herzen und schlürfte den Trank der Liebe ohne Besinnen. Dann kam das Bittere, ganz langsam, allmählich. Ich sah mit Staunen, daß das strahlend helle Glück sich verwandelte in graue Alltäglichkeit, daß es seinen Glanz und Zauber verlor, nicht durch des Mannes Schuld, nicht durch die meine, sondern durch die Gewohnheit des Besitzes. Und ich sah, daß es in andern Ehen dasselbe war. Während ich als beniedigte Frau von einem Fest zum andern flog, aufzugehen schien



Ein Rendezvous im Hargauischen Seetal.
„Den müssen Sie noch verüben, Frau Jahr!“